

Signatura temporis.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

Die Bücher und Artikel unter dem Titel: „An der Jahrhundertswende“ machen jetzt schon, ehe das Jahrhundert begraben ist, eine ganze Literatur aus. Das zeigt, daß das Denken und Streben der Menschheit denn doch nicht ganz in Erwerb und Genuß aufgeht, sondern daß die Welt wenigstens von Zeit zu Zeit das unabweisliche Bedürfnis verspürt, eine Gewissenserforschung über die Ergebnisse ihres rastlosen Ringens anzustellen. Und das ist gewiß eine Ehre für sie und ein Zeugnis dafür, daß ihr immer noch mehr Ernst inne wohnt als ihr viele zutrauen.

Wir begrüßen jeden derartigen Rückblick auf die Vergangenheit mit Dank. Denn für uns ist er stets zugleich eine Mahnung, an die Zukunft zu denken und ein Hilfsmittel für die schwere Kunst, ein richtiges Urtheil über die Gegenwart zu bilden. Um diese Aufgaben zu lösen, muß uns jeder Beitrag willkommen sein. Denn so rasch auch oberflächliche Geister mit der Heiligsprechung oder mit der Verdammung unserer Zeit fertig sind, so wird doch jeder gewissenhafte und weitblickende Mann unumwunden gestehen, daß er kaum wagt, über diesen Punkt auch nur vermuthungsweise seine Meinung auszusprechen, ehe er das Sollen und das Haben in den Rechnungsbüchern des Jahrhunderts gründlich studiert hat aus all den Aufzeichnungen, die er nur irgendwo aufstreifen kann.

Wie schwer nun aber das Urtheil über den Charakter der verfloßenen Zeit ist, das zeigen die vielen Versuche, dem abgelaufenen Jahrhundert einen zutreffenden Namen zu geben. Wie sollen wir die Zeit nennen, die wir durchlebt haben? Diese Frage wirft Ludwig

Hevesi im „Bester Lloyd“ auf und untersucht die Antworten, die darauf gegeben wurden. Jedenfalls, sagt er, nicht, wie so gerne geschieht, das naturwissenschaftliche Jahrhundert; das wäre ebenso einseitig, als wenn man das letztvergangene das philosophische nennen wollte. Noch weniger können die Bezeichnungen Jahrhundert Göthes und Jahrhundert Bismarcks auf Anerkennung rechnen. Er meint schließlich, man könne es am ehesten das deutsche Jahrhundert nennen und hofft für diesen Titel die internationale Anerkennung dadurch zu erringen, daß er jetzt schon dem nächsten Jahrhundert einen Namen prophezeit, — er tauft es bereits Jahrhundert des Amerikanismus. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß weder der eine noch der andere dieser Namen auf allgemeine Zustimmung wird rechnen dürfen.

Julius Duboc sagt in seinem verdienstvollen Werke: „Hundert Jahre Zeitgeist,“ die „herrschende Signatura temporis sei die politische, und keine Ermüdung und kein Interesse anderer Art habe diese jemals zu verwischen oder ganz auszulöschen vermocht.“ Dieses Urtheil aus dem Mund eines so einsichtigen Mannes muß auf den ersten Blick etwas in Verwunderung setzen, denn gerade er hat in den zwei Bänden, die er diesem Gegenstande gewidmet hat, eine solche Menge von Zeitererscheinungen zusammengehäuft, die alle mit Politik herzlich wenig zu schaffen haben, daß er sich selbst Lügen zu strafen scheint. Dennoch wird er gewußt haben, was er sagt, und wenn wir das Wort richtig verstehen, so können vielleicht auch wir es ganz gut gelten lassen.

Den Schlüssel zum richtigen Verständnis über diesen Punkt bietet uns der „Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk“ (Leipzig 1891), ein Werk, das wegen seines Umfanges und seiner schwerfälligen Gelahrtheit nicht viel Beachtung gefunden zu haben scheint, obwohl es, wenigstens seiner Kenntnis der Zeitlage halber, einige Aufmerksamkeit schon verdient hätte. Es enthält ein ausführliches Capitel, das die Ueberschrift trägt „Signatur der Zeit.“ Dieses Capitel empfehlen wir jedem zur Beherzigung, der sich über den vielumstrittenen Begriff „modern“ Klarheit verschaffen will. So vielerlei und so verschiedenartig nun aber auch all die Charakterzüge sind, die der weltkundige Verfasser aus dem Bild unseres Jahrhunderts herausliest, so glaubt er doch, sein Urtheil in den Satz zusammenfassen zu sollen: „Die Signatur des Tages ist der Materialismus und Realismus, die Herrschaft des auf unmittelbaren Nutzen, d. h. auf Utilitarismus gerichteten Strebens“ (S. 43). Daraus erklärt er alle

die bedenklichen Zeitererscheinungen. Ueberall zeige sich der eine, gleiche Zug, der Kampf zwischen den beiden unvereinbaren Triebfedern aller menschlichen Thätigkeit, dem Utilitarismus und dem Idealismus. Fast überall finde sich, daß dieser Widerstreit vorläufig zum Sieg des Utilitarismus geführt habe, und es sei, wenn nicht als Glück, so doch als natürliche Reaction zu bezeichnen, daß das politische Princip des Utilitarismus den individuellen Utilitarismus, die brutale Selbstsucht des Einzelnen, abgelöst habe, damit nicht auch noch das öffentliche Leben in Trümmer und in Staub zerfalle.

Fassen wir das Wort politisch in dem hier angedeuteten Sinne, so können wir wohl zugeben, daß unserer Zeit der Name des politischen Zeitalters mit Vorzug gebührt, nicht so fast deswegen, weil es die größten Politiker hervorgebracht hätte — Talleyrand, Stein, Metternich, Palmerston und Bismarck drücken ihm übrigens auch ihr Gepräge auf — sondern darum, weil ihm das Politisiren so in Mark und Blut steckt wie der Zeit des Humanismus die Kunst und dem besseren Mittelalter die Systematik und die Logik und deren Versinnlichung in der Architectonik.

Fragen wir nach den Männern, die am tiefsten und gewaltsamsten in die äußere Geschichte unseres Jahrhunderts eingegriffen haben, so sind das ohne Frage Napoleon und Bismarck. Der geistige Einfluß tritt jedoch bei diesen beiden gegen ihre äußerliche Wirksamkeit bedeutend in den Hintergrund, wenn schon nicht zu leugnen ist, daß Napoleon wenigstens auf dem Gebiete der Gesetzgebung eine hervorragende Bedeutung einnimmt, und daß Bismarck dem deutschen Charakter eine merkbar neue Prägung gegeben hat. Fragen wir aber nach den Männern, in denen der eigenthümliche Geist dieses Jahrhunderts am auffälligsten verkörpert ist und am einflußreichsten wirksam erscheint, so sind wohl Talleyrand und Metternich vor allen zu nennen; allenfalls dürfen wir ihnen noch Palmerston an die Seite setzen. Diese aber sind so unübertroffene Muster des „Politisirens“ oder des Utilitarismus, daß ihnen darin kaum eine Zeit einen überlegenen Rivalen an die Seite setzen kann.

Diesem Ueberwiegen der politisirenden Thätigkeit, wir möchten fast sagen, der Kartenmischerei und des Schachspieles, entspricht aber auch der innere Charakter unseres Jahrhunderts. Von unveränderlich feststehenden Grundsätzen, von Consequenz und Principientreue ist keine Rede, selbst eine objective, von uns unabhängige Wahrheit

eine bleibende Gewissheit und Ueberzeugung, ja sogar ein unfehlbar gewisser und unabänderlicher Glaubenssatz wird mit Abscheu zurückgewiesen. Der eigentliche Gott der Geister ist jenes Chamäleon, jener Proteus, den man öffentliche Meinung nennt. Die Wissenschaft geht auf in Experimentieren und Buchstabieren, im Frohndienste der Rärner und im Krämergeiste des Specialistenthums. Die Literatur und die Kunst sind zur Photographie und zur Speculation auf die Leidenschaften geworden. Die Richtschnur für das persönliche Handeln ist Rechnen und Leben nach dem Grundsatz: Kommt der Tag, bringt der Tag, und nach dem andern: Weß' Brot ich ess', deß' Lied ich sing. Denn auf Erfolg, auf Nutzen und auf Ehre ist alle Thätigkeit berechnet und zwar auf den Erfolg des Augenblickes. Die Ware muß glänzen und rasch hohe Procente abwerfen, um Solidität und Dauerhaftigkeit fragt man nicht. „Geschäftslehre,“ sagt der schon erwähnte Katechismus, „das Gefühl der Verantwortlichkeit und der ehrliche Geschäftsbetrieb sind aus der Uebung gekommen. Ueberall, im geschäftlichen Leben, in der Kunst, in der Politik macht sich ein erschreckender Mangel an moralischen Gefühl bemerkbar; guter Name, Ehre und Gewissen müssen dem Interesse und dem Nutzen nachstehen. Sogar die, welche berufen sind, die Gesamtinteressen der Nation zu vertreten, vergessen die Pflichten der Ehre so sehr, daß sie in den Parlamenten ohne Scheu für die Sonderinteressen einzelner Gruppen, Stände oder Parteien kämpfen. Durch das Vornwalten der materiellen Interessen und der auf den Nutzen gerichteten realistischen Studien ist eine Hauptquelle unserer ganzen Cultur, das classische Alterthum, in den Hintergrund getreten; man verlangt, daß an die Stelle der (freilich sehr verknöcherten) humanistischen Gymnasien Realschulen treten (rem facias, rem, Geld machen, Geld, der Name schon ist bezeichnend), denn es soll nur „nützlich“ Wissen mehr gelehrt werden. Darum erschrickt man vor dem Mangel an feiner Empfindung, an edler und freimüthiger Gesinnung, an selbständigem Denken, an ernstem sittlichen Wollen. Ueberall sieht man einen merkwürdigen Verfall feiner Sitte, guter Manieren und der Rücksicht auf andere, der Höflichkeit. Die Menschen sind kälter und ungeselliger, ihr Benehmen ist vulgärer, der Umgangston roher geworden. Die Unsitte, dem Bedürfnis nach geselliger Unterhaltung durch Zusammenkünfte in Bierhäusern zu genügen, wo man sich jedes Zwanges und jeder Form enthoben fühlt, muß alle edle Gefittung, den Sinn für höhere

Interessen und für feinere Lebensformen zerstören. Daraus ergibt sich, wie sehr der Mangel an Idealismus in unserer Zeit echte Bildung beeinträchtigt, wo jeder hastig und rücksichtslos für sich den größten Antheil am Gewinn und Genuß zu erbeuten trachtet, wo nur das Wissen und Können, das dem Zweck des Erwerbes dient, geschätzt wird, wo nichts mehr pietätvoll geachtet wird" (a. a. D. 43—63). Trifft auch nicht jedes dieser Worte auf alle Kreise und auf jedes einzelne Mitglied der heutigen Gesellschaft ohne Ausnahme zu, so werden wir doch schwer in Abrede stellen können, daß der Charakter unserer Zeit im allgemeinen damit wahrheitsgetreu geschildert ist. Ja, wenn wir ernstlich und ohne Empfindlichkeit auf das eben Gesagte eingehen, so werden wir vielleicht gestehen müssen, daß manches aus diesem Urtheil sogar uns selber ziemlich nahe angeht.

Unsere Studien und unsere geistigen Beschäftigungen tragen ganz gewiß etwas von dem Charakter des Utilitarismus oder des Politisierens an sich. Heute braucht man auf unseren Universitäten kein Statut mehr wie auf den spanischen Hochschulen des 16. Jahrhunderts, dem zufolge einer nur fünf Jahre Philosophie und Poesie treiben durfte, dann aber ein Fachstudium ergreifen mußte. Auch das ist nicht mehr zu fürchten, daß Gymnasiasten auf ihren Spaziergängen griechisch sprechen, wie noch mein Vater mit seinen Freunden that. Wie viele Theologen heute noch in ihren Mußestunden Sophokles oder Demosthenes lesen, und wäre es auch nur in einer Uebersetzung, das kann selbst der nachrechnen, dem die Finger in der Dreschmaschine stecken geblieben sind. Wissen wir doch alle, wie geringer Günst sich selbst Philosophie und Dogmatik bei ihnen erfreuen.

Was sollen diese Dinge heute noch „nützen?“ Das ist der einzige Maßstab, den man an sie legt. Weg mit Griechisch, weg mit Latein, weg mit allem Abstracten! Das ist alles graue Theorie, unfruchtbare Speculation, abgethane Scholastik! Wir aber brauchen zeitgemäße Wissenschaft, d. h. Dinge, die man im Leben draußen verwerten kann, also praktische Kenntnisse für die Praxis. Das Nöthigste aus der Moral für den Beichtstuhl, und die Grundzüge der Pastoral, vorausgesetzt, daß diese eine Anleitung ist zum Auftreten in der Welt, und damit genug von Theologie! Das andere ersetzt uns vollständig der eigene gesunde Sinn und die „Weltkenntnis und Welt-erfahrung!“ Heute müssen wir öffentlich auftreten und die Zeit verstehen, und das lernt man besser in Verbindungen und auf Aneipen

als in der dumpfen Luft der Seminarien, nicht aus alten Scharteken und pietistischen Betrachtungsbüchern, sondern aus Culturromanen und aus den Zeitungen! Heute muß man auf die Zeit einwirken, darum muß sich schon der Studierende auf seinen „eigentlichen Beruf“ — und dieser führt ihn ja aus der „Sacristei heraus“ — dadurch vorbereiten, daß er sich durch praktische Versuche erst zum Volks- und dann zum Parlamentsredner ausbildet und daß er schon jetzt ein Blatt hat, durch das er regelmäßig zur Aufklärung der Geister und zur Verbesserung der Welt beiträgt. Davon nimmt natürlich auch das spätere Leben in der Oeffentlichkeit seinen Charakter an, es ist abermals der des Utilitarismus, des Politisierens.

Ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß ich damit nicht die Beschäftigung des Geistlichen mit der Politik überhaupt verurtheilt haben will. Darüber, daß ihm solche erlaubt, unter Umständen selbst geboten ist, und unter welchen Rücksichten er politisch thätig sein darf, habe ich wiederholt in dieser Zeitschrift gehandelt.

Indes, etwas anderes ist, berechnete Politik treiben, und etwas anderes ist der Geist des Politisierens, von dem hier die Rede ist. Daß aber dieser mitunter auch in unsere Reihen Eingang gefunden hat, wer möchte das in Abrede stellen?

Ich weiß zwar schon, wer die sind, die heute dem Clerus jedes öffentliche Auftreten als Politisieren auslegen, und ich weiß auch, in welcher Absicht sie das thun. Ich kenne wohl auch jene häßliche Verunglimpfung der katholischen Kirche, die da behauptet, die Kirche nehme sich nur um Dinge an, bei denen sie eine Stärkung ihrer politischen Machtstellung zu erwarten habe, wo aber dafür nichts heraussehe, dazu könne man ihre Theilnahme nicht haben, wie die Mäßigkeitsbewegung, oder die Vereine zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit u. dgl. bewiesen.

Trotzdem, obwohl solche Mißdeutung zu befürchten ist, — wir kennen ja unsere Gegner — stehe ich nicht an, zuzugeben, daß sich in unsere beste und aufrichtig gemeinte Thätigkeit manchmal mehr vom Geiste des Politisierens eingeedrängt hat als gut ist. Auch dort, wo unser Auftreten aus heiliger Ueberzeugung und aus wahrem Pflichtgefühl hervorgeht, verdirbt nicht selten die Rücksicht auf den unmittelbaren öffentlichen Nutzen sowohl die Absicht als das Werk. Und man denke nur bei derlei Worten nicht immer bloß an Frankreich. Dort hat allerdings diese Krankheit des Politisierens einen sehr bedenklichen

Grad erreicht, und man möchte wirklich manchmal die Freude an den schönsten Unternehmungen verlieren, wenn man sieht, wie sehr es so oft darauf abgesehen ist, entweder politische Zwecke zu erreichen oder Einfluß auf die Richtung der kirchlichen Dinge, ja selbst auf die Leitung des allgemeinen Kirchenregimentes zu gewinnen. Aber man thut Unrecht, wenn man das den Franzosen ausschließlich in die Schuhe schiebt. In dem Streben, die Leitung der Ideen für die ganze Kirche an sich zu reißen, leisten wahrhaftig die „Amerikanisten“ in und außerhalb Amerikas auch Großes, und sie wissen sich mit Geschick jeder guten Sache ebenso zu bedienen wie jeder bedenklichen. Und noch etwas weiter verbreitet findet sich jene Richtung, die sich bei sittlichen und religiösen Unternehmungen nie ganz von Absichten auf politische Zwecke losmachen kann.

Daher die seltsame Entdeckung, die man hier und dort machen muß, daß einer gar nicht zu fassen vermag, wie sociale Fragen eine andere Bedeutung haben können als eine politische, oder daß manchem jedenfalls deren ökonomische, gesellschaftliche und sittliche Bedeutung viel weniger am Herzen liegt. Daher auch die Erscheinung, daß in der That Einrichtungen und Bestrebungen, die sich auf allgemeine humanitäre Zwecke beziehen, nicht die Unterstützung bei uns finden, die sie verdienen. Es wird gar mancher, dem die täglich zunehmende Trunksucht und Verschwendung den Muth eingeflößt hat — denn es gehört ein gewisser Muth dazu — durch Wort und That die Abstinenz zu predigen, es wird mancher, der den so verdienstvollen Vereinen zur Unterdrückung der öffentlichen Unsittlichkeit, zur Förderung der Volksbildung, und des Volkswohles seine Theilnahme widmet, es wird mancher mit Cardinal Manning zu klagen haben, daß er dabei häufig so ziemlich allein steht, — und gut noch, wenn er sich über nichts Schlimmeres zu beklagen hat. Nur möchte ich wenigstens nicht mit demselben Cardinal behaupten, daß sich sowenig Mitarbeiter deshalb finden, weil sich die meisten „in die Sacristei einschließen.“ Mir scheint im Gegentheil, daß für derlei sociale Unternehmungen und für vieles andere, wobei, wie man sagt, nicht viel herauschaut, am ehesten die zu begeistern sind, denen der Herr in der Sacristei und an ihrem Betpult erschlossen hat, was er sagen wollte mit dem Worte: „Mich jammert des Volkes,“ daß man aber auf den größten Widerstand regelmäßig bei denen stößt, die den Geist des Utilitarismus, des Politisierens zu tief in sich haben eindringen lassen.

Dieser Geist richtet nämlich seine verheerenden Wirkungen keineswegs bloß auf dem Felde der Politik an, sondern auch auf anderen Gebieten, und dort verdienen sie wohl eine noch strengere Beurtheilung. Er selber bleibt freilich immer der gleiche, aber es ist wahrlich nicht gleich, welcher Mittel er sich bedient, um seine Zwecke zu erreichen. Je höher die Anliegen sind, die er mißbraucht, um seine eigenen Interessen zu fördern, desto schreiender ist das Mißverhältnis, desto ungeziemender seine Handlungsweise, desto größer das Mergernis, das er gibt.

Aus diesem Geiste des Utilitarismus und des Politisierens gehen aber in der That alle Versuche hervor, die der Welt mißliebige Lehre Christi und seiner Kirche der Zeit, wie man sagt, mundgerechter zu machen. Daß der Schüler nicht über den Meister ist, daß wir nicht mehr Entgegenkommen bei der Welt zu erwarten haben als er, wenn wir anders seinem Wort und seinem Geiste treu bleiben, daß selbst die Apostel trotz ihrer außerordentlichen Gaben nur mit unermeßlicher Geduld und um den Preis der schwersten Opfer an Schweiß, an Blut und an Ehre allgemach einige Anerkennung errangen, das alles will uns weder in den Kopf noch in das Herz eingehen. Denn wir denken und fühlen nun einmal mit unserer Zeit, deren oberster Grundsatz ist: Nur Erfolge, rasche, mühe-lose, glänzende Erfolge, stehe es dann um diese wie immer!

Daher der Satz, den die Kirche zu ihrem Bedauern zurückweisen mußte: „Um Andersgläubige leichter zum Glauben hinzuführen, sollten wir uns der Bildung und den Anschauungen der nunmehr mannbar gewordenen Welt mehr anbequemen und deshalb von der Strenge der alten Lehrsätze und namentlich der alten Schulen soweit ablassen, daß den Wünschen und Anforderungen des modernen Geistes besser Rechnung getragen werde.“

Daher die Forderung, die „fortgeschrittene, vertiefte und erweiterte Philosophie der Neuzeit mit dem Offenbarungsglauben in eine fruchtbare Bundesgenossenschaft zu bringen,“ jene moderne Philosophie, von der doch die nämlichen Geister in unbewachten Augenblicken selbst gestehen müssen, daß sie „sehr bescheiden geworden ist,“ und daß in ihr „eine wahre Abneigung herrscht, Fragen metaphysischer Art überhaupt zu berühren,“ daß vielmehr in ihr „ein wahrhaft thierisches Behagen an der Gottentfremdung überhand nimmt, eine Lust, sich recht fern von Gott im irdischen Dasein heimisch zu machen.“

Daher der titanenhafte Versuch, „den Katholicismus, wie er sich jetzt landläufig darstellt und wie er vielfach bei Außenstehenden, ja (angeblich) selbst bei den eigenen Angehörigen zum Anstoß geworden ist,“ „auf Grund tieferer Einsicht neu zu gestalten.“

Daher die Behauptung, dieser „Reformkatholicismus sei die Religion der Zukunft,“ und man müsse von nun an „die Reformkatholiken mit in Rechnung setzen,“ wenn man von der katholischen Kirche spricht.

Modernismus, Politisiren, Utilitarismus!

Aus dem gleichen Geiste gehen all die vielfältigen Versuche hervor, das christliche Leben und die Lehre von der Ascese so umzugestalten, und alles Uebernatürliche, Kraftvolle und Widerstandsfähige, zumal das Ordensleben, so abzustumpfen, daß sich die Welt, um mit Seuse zu reden, keinen Grausen mehr daran nehme. Diese Versuche stehen freilich unter sich selber wieder, wenigstens scheinbar, im größten Widerspruche.

Auf der einen Seite predigt man die „freie Innerlichkeit und Selbständigkeit.“ Aber auch die, die auf diese Formel schwören, theilen sich wieder in zwei sehr von einander abweichende Richtungen. Die einen rathen, man solle sich ausschließlich der „inneren Leitung des heiligen Geistes“ überlassen. Die andern sagen offen, wenn sie sich überhaupt näher erklären, für den modernen Menschen sei die Leitung der eigenen Vernunft, sei die eigene Freiheit, sei die Bevorzugung der natürlichen Tugenden, sei die menschliche Ehre und die Wahrung der Menschenwürde, kurz das, was Kant und Fichte die Autonomie nennen, die einzige Richtschnur des Handelns. So verschieden sich indes diese beiden Richtungen im Wort ausdrücken, so nahe stehen sie sich doch in der Sache. Es ist doch nur der Subjectivismus, der hier und dort, hier angeblich theologisch oder vielmehr verkehrt mystisch, dort angeblich weltlich, das Wort führt.

Auf der entgegengesetzten Seite weiß man nicht genug zum Tadel der Innerlichkeit und zur Empfehlung der Aeußerlichkeit zu sagen. Wir lebten nicht mehr, sagt man, in Zeiten, da man meinen konnte, mit „frommem Müßiggang, mit feierlichem Gottesdienst in prächtigen Kathedralen,“ durch die „Sacristei und unfruchtbare Weltflucht“ Nutzen zu stiften. Heute sei uns nicht mehr gedient mit Jeremiaden, mit „pharisäischer Selbstpeinigung“ und mit „weltfremder Ascese.“ Heute brauchten wir eine „mehr apostolische Art des Wirkens.“

Wenn die Apostel wieder kämen, wenn insbesondere Paulus heute lebte, sie würden es anders machen als damals, sie würden es natürlich machen, wie es uns oder vielmehr der Zeit besser zusagte: sie würden auftreten als Journalisten, als Redner auf der Tribüne, vielleicht als Abgeordnete im Parlament, jedenfalls als Socialreformer. Selbst der Herr, der große „Volksfreund“ würde sich wohl den veränderten Zeitverhältnissen anbequemen und weniger Zeit aufs Gebet und mehr aufs öffentliche Wirken verwenden, wie ihm ja schon seine weltklugen Verwandten nahelegten (Joh. 7, 3.). So unsere heutigen Weltkenner, die sich nicht wenig darauf zugute thun, daß nur ihre Grundsätze eine erspriessliche Wirksamkeit für uns Christen in Aussicht stellen.

Diese Anschauungen stehen allerdings in scharfem Gegensatz zu den vorher angeführten, gleichwohl gehen auch sie aus der gleichen geistigen Grundrichtung hervor, aus Modernismus, Utilitarismus, Politisiren. Ueberall derselbe letzte Kern, überall die gleiche signatura temporis, wo wir den Geist unseres Jahrhunderts an der Arbeit finden, im Reiche Gottes so gut wie außerhalb, und am allermeisten dort, wo es sich darum handelt, die vom Evangelium, von der Kirche und von der Theologie gezogenen Grenzlinien zwischen dem Reich Gottes und dem der Welt zu verwischen.

Auf diese traurige Arbeit geht der „Zeitgeist“ ganz besonders gerne aus; er weiß, warum. Compromisse, Verwischung der angeblich so übermäßig scharfen und unnöthigen Gegensätze, Annäherung an die Anschauungen der Welt, das ist sein wahres Element.

Daher die Erscheinung, daß er nirgends rühriger ist als dort, wo es sich darum handelt, die Unterschiede von natürlich und übernatürlich, von Glauben und Wissen, von Mensch und Christ von Kirche und Welt möglichst zu beseitigen.

Daher seine Abscheu vor der Sacristei. Daher sein Grundsatz, daß man mit Laien oder auf Laienwegen heute mehr erreiche als durch Priester Mund auf der Kanzel. Daher sein neues Evangelium, der „apostolische Weg“ führe heute ins „Wirtshaus,“ und „mit einem Glasl Bier richte man mehr aus als mit dem Ave Maria.“

Daher die Vorliebe, die er für alle Schlagwörter der Zeit an den Tag legt, für Freiheit der Wissenschaft, für reines Menschenthum, für freie Selbstbestimmung u. s. f.

Daher die auffällige Thatsache, daß auch er allen alles werden kann, freilich in anderem Sinn als der Apostel, je nachdem es eben

die öffentliche Meinung und die Zeitlage mit sich bringt, byzantinisch, liberal, demokratisch.

Es ist eben immer der gleiche Zug, der ihn leitet und „modern“ macht, die signatura temporis, Mantelträgerei, Opportunitätspolitik, Wetterfahnenleben, kurz, Utilitarismus und Politisiren.

Wie die Welt aus diesem Irrkreis herauskommen wird, das läßt sich schwer sagen. Vermuthlich wird sie Satan durch Beelzebub austreiben, d. h. einen andern Irrthum zeitgemäß machen und dadurch diese Verirrung in ihrer herkömmlichen Art überwinden.

Wir haben es leichter, diese und andere ähnliche kleine Fische auszutreiben, die den Weinberg Gottes verwüsten (H. L. 2, 15). Der Psalmist hat uns den Weg dazu gewiesen. Er lehrt uns auf der einen Seite vom Herzen beten zum Herrn des Weinbergs, damit dieser ihn wieder heimsuche und dessen Schäden heile. Er lehrt uns auf der andern Seite versprechen, daß auch wir das unsrige thun, um vorerst wieder zurecht zu kommen und dann nicht mehr abzuweichen von dem, der den Weinberg gepflanzt hat und dem er als Eigenthum gehört. Unter dieser zweifachen Bedingung, sagt er, werden wir wieder heil werden (Psalm 79).

Unsere Schwäche ist unsere Sünde, und unsere große Sünde ist die, daß wir Gott fremd und der Welt zu sehr freund geworden sind. Wir haben Gott nicht mehr recht zugestanden, daß er auch heute noch, dieser Welt mit ihren Fortschritten gegenüber, unser wahres und einziges Heil sein könne. Wir haben der Welt mehr als ihm, wir haben ihr alles zugetraut. Wir haben im Stillen Gottesleugnung und Götzendienst zugleich getrieben.

Dieses große Doppelverbrechen des nunmehr ablaufenden Zeitalters, die wahre signatura temporis, muß gut gemacht werden, ehe das Jahrhundert zu Ende ist.

Wir feiern sovieler Jubiläen, daß es uns gar nicht schaden kann, wenn wir dieses Jahr im Geiste tiefster Zerknirschung als Bußjubiläum begehen.

Wohlan denn, einigen wir uns alle weit und breit in diesem Sinne und bringen wir gemeinsam das Jahr im Geist und in der Übung der Buße zu. Dann haben wir doppelt Grund, mit Zuversicht und neuem Eifer dem kommenden Jahrhundert entgegenzugehen.

Das neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter der Verirrungen. Schließen wir es ab mit thatkräftiger Buße, so wird mit Gottes Hilfe das zwanzigste Jahrhundert das Zeitalter des göttlichen Segens werden.

Morin gründet die Pflicht der Sonntagsruhe?

Von Domcapitular Dr. Franz Schmid in Brigen.

1. Wie bei einiger Umsicht leicht zu beobachten ist, besteht über den Charakter der Verpflichtung zur Sonntagsruhe auch in den Kreisen der streng katholischen Gelehrtenwelt keine vollkommen einheitliche Auffassung. Dabei macht sich nebenher, wie es bei strittigen Dingen gewöhnlich der Fall ist, auch vielfach eine gewisse Unbestimmtheit oder Unklarheit bemerkbar. — Wir hoffen keineswegs, durch die folgenden Erörterungen jener Anschauung, die wir für die richtige halten, den vollen Sieg oder auch nur entschiedenes Uebergewicht zu verschaffen. Unsere Absicht geht an erster Stelle dahin, den Stand der Frage nach allen Seiten vollständig klar zu legen, sowie die Beweisgründe, die für die verschiedenen Ansichten sich geltend machen lassen, einer vorurtheilsfreien Prüfung zu unterziehen. Wenn der Leser am Schlusse offen zugesteht, die Arbeit sei des Lesens würdig, so sind wir mit dem Erfolge derselben vollaufzufrieden.

2. Die erste und strengste Auffassung der Verpflichtung zur Sonntagsruhe liegt in der Behauptung, daß dieselbe in allen ihren Momenten auf göttlicher Anordnung beruht. Weiter ausgeführt läßt sich diese Ansicht in folgende Sätze kleiden: Die Woche, bestehend aus sechs Arbeitstagen und einem Ruhetage, wurde gleich bei der Schöpfung des Weltalls vom Schöpfer selbst eingesetzt und in der Person Adams unserem Geschlechte als bindende Norm verkündet; diese Anordnung wurde dann auf Sinai insbesondere für das Volk Israel in feierlicher Weise erneuert und endlich von Christus, dem Gesetzgeber des Neuen Bundes, für alle Zeiten und für alle Völker endgiltig bestätigt. Dabei hat Christus, der Gottmensch selbst, sei es in eigener Person und mit eigenem Munde oder in gleichwertiger Weise durch Vermittlung des heiligen Geistes, der die Apostel in alle Wahrheit einzuführen hatte, an die Stelle des Sabbath, als des letzten Wochentages, den ersten Wochentag oder den Sonntag endgiltig untergeschoben. — So lehrt unter anderen Sporer, der mit wünschenswerter Klarheit und ohne diesbezüglich einer Unsicherheit zu gedenken, also schreibt: *Loco sabbati in nova lege ad Deum colendum instituta est dies dominica idque ipso jure divino.*¹⁾

¹⁾ De praeceptis decal. tr. 3. c. 4. n. 3.